

## Noch einmal: »Zeitgemäße Anpassung« der weiblichen Orden und Genossenschaften

Der Bericht in Heft 2/1961 unserer Zeitschrift über die „Zeitgemäße Anpassung“ der weiblichen Orden und Genossenschaften und die Nachwuchsfrage“ hat begreiflicherweise einige Diskussionen hervorgerufen, vor allem unter den Ordensfrauen selbst. Die Urteile lauten sehr unterschiedlich. Die Direktorin einer höheren Mädchenschule schreibt: „Der Artikel hat uns viel zu denken gegeben. Leider wirkt sich der Ton der meisten ‚Anführungen‘ (Zeugnisse) ungünstig auf die Aufnahmebereitschaft für die berechtigte Kritik aus. Bei den Darlegungen des Verfassers selbst spürt man, daß sie nicht aus Kritiksucht, sondern aus echter Sorge entspringen“. Die Oberin eines Krankenhauses: „Beim ersten Lesen hat es mir, trotz aller Bereitschaft für Reform, fast den Atem genommen! Beim zweiten Lesen bin ich vom gefühlsmäßigen Eindruck doch zum Überlegen gekommen... Uns bleibt die Aufgabe, das Anliegen, das dahinter steht, zu verstehen und ernst zu nehmen“. Und noch eine Direktorin: „Ich hoffe mit Ihnen, daß der Artikel seinen Zweck erfülle. Darin liegt meine volle Zustimmung beschlossen... Mir ist allerdings klar geworden, daß, wenn man auch ja sagt zu allem, was der Artikel enthält, man sich im *Randbereich* unserer Lebensform bewegt. Ich frage mich: würde nicht vieles davon wegfallen, ja unmöglich werden, wenn die *Mitte* aus einer Erstarrung zu wahren Leben erwachen würde... Innere Freiheit und Selbständigkeit der Ordensfrauen sind weithin verloren gegangen“. Und eine ältere Oberin: „Ich finde in Ihrem Artikel nichts Verletzendes. Sie schildern die Zustände nach Ihren Erfahrungen und gesammelten Beobachtungen wahrheitsgetreu und echt. Ich unterstreiche Ihren Schlußsatz: ‚Die Verwirklichung einer zeitgemäßen Anpassung erfordert Gebet, Bereitschaft, Mut und Klugheit“.

Manche waren, wie man sieht, von dem Bericht zunächst betroffen. Das mag zum guten Teil an der Häufung der beigebrachten Zeugnisse liegen und ebenso daran, daß in diesen nur das hervorgehoben wurde, was man im Hinblick auf eine als dringend empfundene Reform geändert wissen möchte. Wenn man aber bedenkt, daß die Zeuginnen den Ordensstand nicht im geringsten in Frage stellen wollen und vielfach nach der Ganzhingabe verlangen oder — wenn sie schon Ordensfrauen sind — ohne Abstriche zu ihrem Beruf stehen, dann wird man auch den Ton der Aussagen und Urteile nicht ungebührlich finden, selbst wenn hin und wieder Übertreibungen (etwa in Bezug auf die starke Betonung der natürlichen Werte und der persönlichen Eigenart, die man gewahrt wissen möchte) unterlaufen wären. Im übrigen dürfte ein Erschrecken darüber, wie solche, die sich noch nicht durch die Gewöhnung an einen nun einmal vorhandenen Zustand ihr eigenes Urteil haben nehmen lassen, das Gesicht des heutigen weiblichen Ordenslebens empfinden, für viele Ordensfrauen angebracht und heilsam sein. Denn es sind immer nur wenige, die sich so weit von sich und ihrem Stand frei machen können, daß sie sich vorurteilsfrei zu betrachten und ihre Wirkung auf den heutigen Menschen einzuschätzen vermögen. Eine Oberin hat das in ihrer Zeitschrift bestätigt, wenn sie schreibt: „Zu viele Kongregationen leben unter einer ‚Glasglocke‘. Dieser Ausdruck trifft den Nagel auf den Kopf“.

Man hüte sich vor der Bemerkung, es handle sich nur um Äußerlichkeiten. Denn das wäre nur die halbe Wahrheit, die den Tatbestand eher verdunkelt als erhellt. Es gibt in diesem Leben nun einmal den Geist nicht ohne den Leib, das Wesen einer Sache nicht ohne eine konkrete Gestalt. Beides läßt sich voneinander nicht trennen. Wer das meinte, wäre ein weltfremder Idealist oder steckte den Kopf in den Sand. In den Formen und Gebräuchen und nicht zuletzt in der Sprache äußern sich falsche und unechte Verhaltensweisen und Gesinnungen, die sich um so verhängnisvoller auswirken, je weniger man sich ihrer bewußt ist. Wer tiefer schaut, der wird bemerken, daß sich die Klagen der meisten in unserem Bericht angeführten Zeugnisse auf eine zweifache Wurzel zurückführen lassen.

1. Man lebt zu sehr seine eigene Welt, eine Welt, die durch eine tausendfache Tradition geprägt und geheiligt ist, ohne sie genügend zu überprüfen und mit der ‚normalen‘ Welt in einen vernünftigen Einklang zu bringen. Während diese sich in einem beängstigenden Tempo immer schneller wandelt, atmet die Welt des Klosters die zeitlose und unveränderliche Luft der Ewigkeit. Und da es sich um eine weithin abgeschlossene Welt handelt, die eigenen Gesetzen unterliegt und die eine alles sich einverwandelnde Kraft hat, darum wirken Ordensfrauen auf Außenstehende so oft wie Menschen von einem anderen Stern. Nun läßt sich das nicht radikal ändern. Das bedeutete den Tod der meisten Orden. Denn eine Gemeinschaft, deren Glieder sich zur Ganzhingabe an Gott entschlossen haben, bedarf, um lebendig zu bleiben, einer gewissen Abgeschlossenheit, eines Klimas der Sammlung und des Gebetes; das ist der Hauptsinn der Klausur. Die „Welt“ darf nicht ohne weiteres Einzug in das Kloster halten. Und ebenso tut es den Weltleuten gut, wenn sie mit Menschen in Verbindung kommen, die anders sind als sie selbst und die sie an Gott und an das ewige Heil erinnern. Andererseits verlangt aber in den tätigen Orden und Genossenschaften die Arbeit, verlangt das Apostolat, daß man sich der jeweiligen Zeit und ihren Gebräuchen anpaßt, daß man in der Welt (und nicht nur im Kloster) lebt, daß man den Menschen in echter und ganzheitlicher Weise begegnet, daß man wie sie und mit ihnen empfindet. In diesem Dilemma liegt zu einem guten Teil das Problem, ein Problem, das nie restlos gelöst werden kann.

2. Mit der Abgeschlossenheit der klösterlichen Welt ist noch eine zweite Gefahr gegeben. Die Form, das Gesetz dieser Welt, wie sie nun einmal ist, läßt dem einzelnen zu wenig Spielraum eigener Entfaltung. Die Reglementierung gehört ja, wie man meint, zur Vollkommenheit, vor allem des Gehorsams. Außerdem ist sie von der Ordnung verlangt, ohne die eine Gemeinschaft nicht leben kann. So tut der einzelne, was ‚man‘ tut. Er denkt allmählich nicht mehr weiter darüber nach, warum dieses und jenes so und nicht anders ist. Er hängt ab und verliert seine Initiative. Jedenfalls ist die Versuchung dazu sehr groß. Es ist das Leichteste. Dann hat man wenigstens ungestört seinen eigenen Innenraum. Und auch die Vorgesetzten stehen hier unter einer sich aus der Sache heraus ergebenden Versuchung. Die Ordenszucht läßt sich, so glauben sie nach einer alten klösterlichen Überlieferung, am besten durch Vorschriften aufrecht erhalten. Gefahren begegnet man dadurch, daß man von vornherein die von diesen vorausgesetzten Möglichkeiten unterbindet. Das mag hin und wieder gut und notwendig sein; als allgemeines Prinzip führt es, wenn nicht zum Legalismus, so doch zu einer erheblichen Schmälerung der Lebensbasis des einzelnen und damit zu einer inneren Verarmung. Es ist darum auch töricht, zu meinen, man könne die Fragen einer zeitgemäßen Anpassung hinter verschlossenen Türen verhandeln und müsse auf jeden Fall verhindern, daß die Untergebenen in irgendeiner Weise an deren Lösung teilnehmen.

Das sind die hauptsächlichen Gründe des weitverbreiteten Unbehagens, das man heute über die weiblichen und z. T. auch männlichen Orden in- und außerhalb derselben empfindet. Das ist auch der Kern fast aller von uns beigebrachten Zeugnisse, die noch beliebig vermehrt werden könnten. Wer das nicht sähe, würde am eigentlichen Problem vorbeisehen. Wenn sich darum manche an dem Bericht gestoßen haben (die meisten Zuschriften und mündlichen Äußerungen von Ordensfrauen, die an uns gelangt sind, waren positiv), dann besteht der Verdacht, daß sie und nicht der Bericht bei Äußerlichkeiten stehen geblieben sind und daß sie sich damit trösten, der Bericht handle nur von unwesentlichen Dingen und übertreibe. In dieser Hinsicht mag das Wort eines Moralthologen und Ordensmannes aus einem Nachbarland aufschlußreich sein, das uns auf den Bericht unserer Zeitschrift zuging: „Eines jedoch möchte ich bemerken: Der Autor schreibt (S. 130): ‚Wir haben den Eindruck, daß die französischen und belgischen Frauenkonvente um einiges konservativer sind als bei uns.‘ — Ich möchte das nicht leugnen. Es ist jedoch eine Tatsache, daß die weiblichen Ordensgenossenschaften, deren Generaloberinnen in Deutschland wohnen, bei uns als ‚um manches konservativer‘ betrachtet werden müssen als die einheimischen. Es ist so, daß gerade diese Gemeinschaften vieles nicht mitmachen, was andere Genossenschaften als zeitgemäße Anpassung betrachten und durchführen. Ich bin Mitglied der vom . . . Episkopat eingesetzten Kommission für die Fragen der Ordensfrauen und kann als solcher versichern, daß wir die von deutschen Oberinnen abhängigen Häuser und Provinzen als ebenso rückständig empfinden wie die von französischen oder belgischen abhängigen. Vielleicht ist also das Urteil

Ihres Mitarbeiters über die Situation in den deutschen Ländern doch zu günstig. Es ist nicht unmöglich, daß der zitierte Satz in diesem Artikel viele in Deutschland beruhigt: Es geht ja bei uns so gut! Viel besser, als irgendwo sonst! Und das wäre doch nicht richtig. Nun ist wohl klar, daß sie den Artikel nicht veröffentlicht hätten, wenn sie nicht der Meinung wären, daß auch bei Ihnen noch vieles getan werden müsse. Ich fürchte jedoch, daß dieser kleine Satz den ganzen Artikel wirkungslos macht.“

Dabei ist nochmals zu betonen: Es geht nicht nur um äußere Formen (diese sind ja nur Symptome), sondern um einige nicht unerhebliche Strukturänderungen der tätigen weiblichen Orden, um die Korrektur einer falsch gelaufenen oder zu langsamen Entwicklung. Die Welt ist vielgestaltiger, komplizierter, der Mensch differenzierter, die menschliche Gesellschaft pluralistischer (wie man heute gern sagt) geworden. Wer in dieser Welt als Bote Christi wirken und den Menschen dieser Zeit mit ihrer vielfachen Not helfen will, der kann nicht frühzeitig genug für diese Aufgabe geschult werden. Er muß etwas von der Welt verstehen, mit den Menschen umgehen können und ihre Sprache sprechen. Er muß auch für die Gefahren der Welt erzogen sein; denn die Behütung, wie sie in der Vergangenheit möglich war, läßt sich so nicht mehr durchführen. Und da Selbständigkeit, Initiative, Wendigkeit und Anpassungsvermögen für die karitative und apostolische Tätigkeit unerlässlich geworden sind, wird man der Urteils- und Gewissensbildung der jüngeren Ordensmitglieder eine besondere Sorgfalt zuwenden müssen.

Damit ist eine der wichtigsten Aufgaben der heutigen Ordensreform avisiert: die menschliche und religiöse Erziehung, die Unterweisung und Erprobung im Noviziat und in den ersten Ordensjahren. Es ist heutzutage fast nicht mehr möglich, diese Erziehung und Unterweisung allein der Novizenmeisterin zu überlassen. Sie wäre hier weit überfordert, auch dann, wenn sie eine gewisse Schulung für ihr Amt erhalten hätte. Denn es genügt ja nicht, die Kandidatinnen zunächst einmal mit der klösterlichen Welt (die nach der gängigen Praxis ungefähr die gleiche in einem monastischen und in einem apostolischen Konvent ist) vertraut zu machen und auf ein allgemein gültiges Vollkommenheitsstreben hinzulenken, um sie dann später für eine karitative oder apostolische Tätigkeit ausbilden zu lassen. Die Berufung zur vollkommenen Nachfolge Christi, das Leben nach den Evangelischen Räten und die karitativ-apostolische Arbeit gehören vielmehr aufs engste zusammen. Sie bilden eine Einheit. Das jeder Gemeinschaft eigentümliche und sie prägende Ideal (ist das überhaupt in den Orden und Genossenschaften klar herausgearbeitet?) hat als Leitbild der ganzen Erziehung und Ausbildung zugrunde zu liegen. Armut, Keuschheit und Gehorsam haben in einer tätigen Genossenschaft einen anderen Charakter als in einem beschaulichen Orden, wenn selbstverständlich auch ihr wesentliches Verständnis, weil von Christi Vorbild ausgehend, immer das gleiche ist. Und auch das Gebet nimmt nicht nur hier und dort andere Formen an, sondern ist jeweils in seinem Sinnreichtum anders akzentuiert. Schon aus diesen kurzen Andeutungen dürfte klar sein, daß dem Priester für die geistliche Unterweisung der Novizinnen eine unentbehrliche Rolle zukommt, wenigstens in Form des Beichtvaters, der dann aber mehr sein müßte als nur „Wochenbeichtiger“.

Wie sehr es sich bei der ‚zeitgemäßen Anpassung‘ der tätigen Orden und Genossenschaften in erster Linie um die Herausarbeitung und Grundlegung eines zeitgemäßen religiös-apostolischen Ideals handelt, also um den Geist und die innere Haltung, nicht nur um die Änderung veralteter Formen und Gebräuche, zeigen die Veröffentlichungen der letzten Jahre zu diesem Thema. Für den französischen Sprachbereich wäre hier etwa das Buch von Kanonikus G. H u y g h e „*Équilibre et Adaptation*“ (Éditions du Cerf, Paris 1960, nicht im freien Buchhandel erhältlich) zu nennen. Der erste Teil „*Héritières du passé ou Apôtres d'aujourd'hui*“ handelt von der Wandlung der Gestalt des christlichen Apostels in unserer Zeit, der zweite Teil „*Une cellule intérieure*“ vom geistlichen Leben des Apostels und der geistlichen Schule des apostolischen Ordenslebens, der dritte Teil „*La formation des Supérieures a l'exercice de l'autorité*“ vom Wesen des christlichen Amtsträgers als eines Hirten und Dieners, der vierte Teil „*Dévouement ou Évangélisation*“ von der Verkündigung der Botschaft Christi (in Wort und Tat), ihren Voraussetzungen und den Gründen ihres Mißerfolges. Für die USA wäre etwa der Aufsatz „*Examen on renovation and adaptation*“ von Joseph F. G a l l e n S J (in: Review for Religious, Nov. 1959) zu nennen. Die zehn Abschnitte dieses Aufsatzes lauten:

1. Allgemeine Grundsätze, 2. Heiligkeit des Lebens, 3. Armut, 4. Keuschheit, 5. Gehorsam und Leitung, 6. Gebet, 7. Ausbildung, 8. Arbeit, 9. Das Ordenskleid. Wir geben im folgenden einige Fragen dieses Aufsatzes wieder. Sie richten sich in erster Linie an Obere und Oberinnen.

Zu 1: Umfassen meine Grundsätze starr das, was der Ordensstifter tat und sagte, oder auch das, was er jetzt tun und sagen würde?

Begreife ich, daß alle menschlichen Einrichtungen wandlungsfähig sind? Daß kein menschliches Wesen alle möglichen Umstände aller Zeiten voraussehen kann?

Alles Künstliche und Affektierte in Praxis und Observanz widerspricht der Lehre und dem Beispiel Christi.

Verhindere oder behindere ich die Anpassung durch das Urteil, sie bedeute Laxheit, Sichgehen-Lassen oder Weltlichkeit?

Verschließe ich meine Augen vor der Notwendigkeit der Anpassung, indem ich ausschließlich die Übertreibungen betrachte? Das würde einen ebenso großen Mangel an Klugheit bedeuten, wie wenn ich die Wahrheit des Christentums im religiösen Fanatismus sähe. Die größten Feinde der Anpassung und Erneuerung sind jene, die glauben, diese untergraben oder verminderten vorsätzlich die Ordenszucht.

Entmutige und unterdrücke ich neue Ideen im Generalkapitel, in den Ratssitzungen und Versammlungen der Obere? Verbiete ich meinen Untergebenen Veröffentlichungen, die neue Ideen enthalten?

Verstehen meine Untergebenen, daß Erneuerung und Anpassung langsam, durch Studium, Gespräch und Überzeugung, nicht durch Agitation vor sich gehen sollen? Jene Obere, die nichts tun, haben meist agitierende Untergebene.

Hat unser Institut irgendeine Idee zum Bemühen um Erneuerung und Anpassung beigetragen?

Ist es bei uns so, daß wir uns zwar bereitwillig in der Krankenpflege anpassen, mit Widerstreben in Fragen der Schule, aber kaum oder überhaupt nicht in Fragen des Ordens- und Gemeinschaftslebens? Warum?

Was haben wir seit der ersten offiziellen Aufforderung zur Anpassung im Jahre 1950 in unseren Konstitutionen, Gebräuchen, Vorschriften, Übungen, Gebeten, in unserem Gemeinschaftsleben, unserer Ausbildung, unserer Arbeit und unserer Ordenstracht geändert?

Begreife ich das Paradox, daß mein Institut nur dann das gleiche bleibt, wenn es sich ändert . . . und daß es sonst in Schwäche und Vergreisung entartet?

Wie kann ich beweisen, daß eine gute Idee schon deswegen, weil sie im 16. oder 19. Jahrhundert entstand, besser ist, als eine, die im 20. Jahrhundert entstanden ist?

Zwar bedeutet modern sein nicht notwendig geistlich sein. Es ist aber auch wahr, daß Traditionalismus nicht notwendig Heiligkeit besagt.

Betrachte ich die Anpassung als einen unwillkommenen Gast und hoffe ich, seine schleunige Abreise durch meine Kälte und Gleichgültigkeit zu erzwingen?

Nichts macht mehr blind als Gewohnheit und Routine. Ein wirksames Mittel, zu sehen, was bei uns der Anpassung bedarf, ist, alles, was wir täglich, wöchentlich, monatlich und jährlich tun, mit einem klugen und geistlichen Religiösen eines anderen Instituts durchzugehen.

Zu 2: Bin ich überzeugt, daß die Heiligkeit unseres Instituts immer an dem Ausmaß, der Intensität und Beständigkeit des Gebets und der Selbstverleugnung gemessen werden muß?

Ist die Übereinstimmung mit der hl. Regel die letzte Norm unseres Lebens, oder ist die Regel ein Mittel zur Gleichförmigkeit mit Christus?

Regel, Vorschrift und Regeltreue sind wichtig, aber besteht unser geistliches Leben nur aus Regel, Vorschrift und Regeltreue? Welche Kenntnis haben wir vom inneren Leben, vom Reichtum der Vaterschaft Gottes, von der Einwohnung des Heiligen Geistes, von der Person Christi, vom geheimnisvollen Herrenleib, von der Gnade, von der Botschaft Jesu, von der Mutterschaft Mariens?

Ist der eigentliche Zweck unseres Instituts das ‚fromme‘ oder das heilige Leben?

Wie viele aus unserem Institut haben eine unterentwickelte Auffassung vom Sinn des Ordenslebens?

Ist der Grundton des geistlichen Lebens unseres Instituts ein Anruf für großmütige Seelen oder die Kanonisation kleiner Seelen?

Ist die Atmosphäre der Kommunität geistlich anregend oder niederdrückend und schwächend?

Sind die einflußreichen Glieder unseres Instituts vorbildliche oder mittelmäßige Ordensleute?

Ist mir klar, daß die fruchtbarste Quelle der Mittelmäßigkeit und Lauheit im Ordensleben das schlechte Beispiel ist und daß gewichtige Gründe für diesen Sachverhalt darin zu suchen sind, daß unsere Religiösen nicht zu einer überzeugenden Spiritualität angeleitet und nicht geschult wurden, selbständig zu denken?

Ist unsere Bibliothek (haben wir überhaupt eine solche?) erstickend süßlich durch frömelnde Bücher? Sorgen die Oberinnen für eine gute und reiche Auswahl geistlicher Lektüre?

Zu 5: Leite und führe ich die Kommunität oder folge ich ihr? Richte ich mich in meiner Leitung nach dem niedrigsten geistlichen Niveau der Kommunität?

Wenn ich nicht mehr den Klarblick, die Energie und den Mut habe, etwas Neues zu versuchen, ist es an der Zeit, die höheren Vorgesetzten davon zu unterrichten, daß ich mein Amt abgeben sollte.

Interessiere ich mich mehr für die Verwaltung als für das geistliche Leben und die Heiligkeit meiner Untergebenen?

Ist mir klar, daß es eine Hierarchie der Werte gibt oder hat alles im Ordensleben für mich den gleichen Wert?

Könnte ich einem katholischen Durchschnitts Laien eine einleuchtende Begründung für all unsere Gebräuche, Vorschriften und Übungen geben! Sind unsere geschriebenen und ungeschriebenen Gebräuche, Vorschriften und Übungen zu zahlreich, zu sehr ins einzelne gehend, zu kleinlich, zu sehr das betonend, was gemeinsam getan wird, zu belastend . . . zu äußerlich, formalistisch, unfruchtbar für den Sinn des Ordenslebens?

Ist unser Stundengebet in vernünftiger Weise den Erfordernissen des Gebetes, der Arbeit, der hinreichenden Vorbereitung für Schule und Studium, der notwendigen Erholung angepaßt?

Zählt bei mir nur das Schulzimmer, die Kapelle, der Herd, der Besen? Mißtraue ich dem Untergebenen, der mit einem Buch beschäftigt ist?

Sind unsere Hausobern nur Erlaubniserteiler, Verwalter, Finanziers, Fachleute für gute Beziehungen oder Betriebsleiter?

Wird der Gehorsam auf eine Weise ausgelegt, gefordert und geübt, daß er die Vervollkommenung anderer Tugenden behindert oder ausschließt?

Bin ich mir darüber im klaren, daß die Unabhängigkeit, der Individualismus, das Selbstbestimmen-Wollen in der Jugend von heute eine ausführlichere, geduldige, belehrende, theologische und theozentrische Darstellung und Übung des Gehorsams verlangt?

Sind zu viele unserer Religiösen so unreif und unzuverlässig, daß der Obere in der Schule, im Krankenhaus, im Kloster herumgehen und sich um ihre vergessene oder nachlässige Arbeit kümmern muß?

Verherrliche ich die Mittelmäßigkeit, indem ich den Lenksamen, den Konformisten, den nach dem Herkommen Lebenden lobe?

Zu 7: Bestimme ich die Besten von uns für die Ausbildung unserer eigenen Leute?

Bringt unsere Ausbildung, unsere Erziehung, unser Gemeinschaftsleben, unsere Regierungsweise einen Typ von Ordensleuten hervor, die keine Berufe anziehen?

Erziehen wir unsere jungen Leute dazu, selbständig zu denken, Initiative zu entfalten, sich persönlich zu entscheiden, tätig, zuverlässig, verantwortungsbewußt, klug, mutig und ausdauernd zu sein?

Bilden wir gelehrige Automaten aus oder Untergebene, die den unvermeidlichen Zweifeln, Schwierigkeiten, Enttäuschungen, Versuchungen, den Anforderungen der Arbeit und den persönlichen Widerständen des Lebens gewachsen sind?

Sind wir uns darüber klar, daß eine Erziehung, soweit sie unwahrhaftig, unecht, veraltet, formalistisch, legalistisch, veräußerlicht ist, die Jugend von heute zum Zynismus führt?

Zu 8: Betrachten wir die Arbeit als Ablenkung oder Hindernis der persönlichen Heiligung oder — wie es tatsächlich der Fall ist — als anderen Weg zum gleichen Ziel?

Stehen unsere Untergebenen bildungsmäßig auf gleicher Höhe wie die Laien, die mit ihnen zusammenarbeiten?

Sind unsere Untergebenen so mit Arbeit überlastet, daß sie kein Leben des Gebetes führen können?

Warum werden so viele Ordensleute nach Beendigung ihrer Ausbildung geistig so passiv?

Wie viele unserer Untergebenen lesen regelmäßig, bemühen sich, in ihrem Fach und Beruf wissenschaftlich und praktisch Fortschritte zu machen? (Kann ein Typ von Menschen kann einen so großen Schaden anrichten wie die Ignoranten.)

Zu 9: Was haben wir getan, um das geistliche Kleid so zu vereinfachen, daß es wohl die Weihe an Christus ausdrückt und bescheiden wirkt, aber einfach, natürlich, nicht zu aufwendig, hygienisch, praktisch und den Gebräuchen und Sitten des eigenen Landes sowie der völkischen Eigenart angepaßt ist, den Jahreszeiten entspricht, leicht zu reinigen ist, Gesicht und Kopf nicht beengt, gestärkte Teile ausscheidet, von passender Farbe ist, weder ausgefallen noch auffallend?

Kann man vernünftigerweise glauben, daß die Vereinfachung der Ordenskleidung eine Frage ist, die ihrer Natur nach nur die Frauenklöster angeht?

Die hier aufgeführten Fragen (es ist nur ein geringer Teil) mögen als Beispiel dafür dienen, in welcher Breite das Problem der Anpassung angegangen werden müßte und wo seine Schwerpunkte liegen. Da sich das Problem in den einzelnen Ländern — bei aller Gleichheit im Wesentlichen — verschieden stellt, müßten regionale Lösungen gesucht werden, die den besonderen Verhältnissen eines Landes Rechnung tragen. So haben wir etwa in Deutschland den besonderen Fall der Orden monastischer Herkunft, deren umfangreiches Apostolat (Schulen) kaum mit ihrem kirchenrechtlichen Status (etwa mit den Klausurvorschriften) vereinbart werden kann. Soll eine blühende apostolische Arbeit nur deswegen aufgegeben oder eingeschränkt werden, weil die notwendigerweise gleichschaltenden kirchenrechtlichen Bestimmungen es nicht zulassen? Oder soll eine alte Tradition, die einer Ordensgemeinschaft das Gepräge gibt, aufgegeben werden, um die apostolische Arbeit aufrecht erhalten zu können? Man sieht aus einem solchen Beispiel, daß eine einzelne Gemeinschaft gar nicht in der Lage ist, das ihr aufgegeben Problem der Anpassung für sich allein und aus eigener Kraft zu lösen. Das gilt aber ganz allgemein. Eben weil es nicht nur um äußere Gebräuche geht, die zeitgemäßen Formen weichen sollen, sondern um tiefer liegende geistige Haltungen, die in bestimmten Formen ihren typischen Ausdruck finden, und sogar um Strukturänderungen; darum bedarf es der Überlegung und Zusammenarbeit vieler. Es wäre sehr an der Zeit, ein Arbeitsteam, bestehend hauptsächlich aus Ordenspriestern und Ordensfrauen, zu bestellen und es mit der Durcharbeitung der hier fälligen Fragen und der Ausarbeitung von Reformvorschlägen zu beauftragen, damit wenigstens einmal der Rahmen abgesteckt wird, innerhalb dessen dann die einzelnen Orden und Genossenschaften nach individuellen Formen der Anpassung suchen können.

Ein solches offiziell bestelltes Team scheint uns um so notwendiger, als eine allgemeine Ratlosigkeit darüber herrscht, was getan werden kann und soll, und vielfach die nicht von der Hand zu weisende Sorge besteht, es möchte unter dem Druck der öffentlichen Meinung unveräußerliches Ordensgut aufgegeben werden. In diesem Sinn schrieb eine höhere Ordensoberin u. a.: „Es müßte vor allem die Frage geklärt werden, was ist für unsere Orden und Kongregationen — im *allgemeinen* und im *besonderen* — echtes Traditionsgut, das nicht aufgegeben werden darf, und was ist unwesentlich, ist Ausdrucksform einer bestimmten Zeit und darum dem Wechsel der Zeit unterworfen? Was in der Praxis des klösterlichen Gehorsams, der Armut, der Klausur ist wesentlich und darf nicht aufgegeben werden, was ist unwesentlich und soll aufgegeben bzw. angepaßt werden? ... Der instinktive Widerstand gegen Neuerungen, wie er in den Reihen der Ordensfrauen besteht, hat ja seinen Grund meist in dem unbestimmten Gefühl, daß man bei einer Abkehr von Traditionen wertvollstes Gut aufgeben könnte, das nie mehr wieder zu gewinnen wäre. Erst eine klare Unterscheidung von wesentlichen und unwesentlichen Traditionen kann den Mut (und das Recht!) einer

Abänderung des Hergebrachten geben.“ Die hier erhobene Forderung ist um so berechtigter, als es nicht leicht ist, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Denn wir beginnen heute, im Rückgriff auf die Heilige Schrift und auf die Geschichte der Frömmigkeit, asketische Begriffe und Traditionen zu überprüfen und von ihren Ursprüngen her zu verlebendigen. Dabei ergibt sich, daß selbst die drei Evangelischen Räte von Armut, Keuschheit und Gehorsam aus einer gewissen Verengung und Erstarrung herausgeholt werden. Erst auf Grund einer solchen Arbeit ist es möglich, das unveräußerliche Gut des Ordens- und Rätestandes sicherzustellen.

Und noch ein Letztes. Bei den Fragen über die Reform des Ordenskleides war davon schon die Rede. Das Problem der Anpassung betrifft keineswegs nur die weiblichen Orden, sondern auch die männlichen. Gewiß gibt es hier wieder andere Fragen. Vielfach haben sich auch die Männerorden stärker auf die jeweiligen Zeitbedürfnisse eingestellt; sie haben es darin leichter als die Ordensfrauen. Aber im Grund gilt es auch hier, die eigene Tradition neu zu überdenken und z. B. zu überlegen, wie man die echte, unverkürzte evangelische Armut als apostolischer Orden in unserer Zeit verwirklichen könne, welche angepaßten Möglichkeiten und Formen es für Gebet und Arbeit gebe und wie ihr Verhältnis zueinander gestaltet sein müsse usw. Wie man sieht, sind solche Fragen von einer Bedeutung, daß sie oft über den Rahmen der Orden hinausgehen und von allgemein kirchlichem Interesse sind. So münden die Bemühungen um zeitgemäße Erneuerung und Anpassung der Orden ein in jene Reformarbeit, der ein guter Teil der Konzilsvorbereitungen und des kommenden Konzils gilt. Es geht um die Lösung eines Problems, das gerade heute fällig ist und seine gnadenhafte Zeit hat.

Friedrich Wulff SJ

### Darf man sich selber lieben?

Seltsame Frage? Ist es nicht das Selbstverständlichste von der Welt? Wer kann den Selbst-erhaltungstrieb ausrotten? Und doch: muß man sich nicht schämen, wenn man noch an sich selber denkt? Ist Liebe nicht ein Ich-Du-Verhältnis, ein Hinwegspringen über das eigene Ich? Das sind Fragen anläßlich eines Aufsatzes von Ingo Hermann, *Wem ich der Nächste bin*, Bibel und Leben 2 (1961) 17—24. Es geht im folgenden nicht um den ganzen Artikel, sondern nur um die Stellen, wo er sich gegen die Ausführungen einiger heutiger Moraltheologen zu unserer Frage wendet. Hermann meint, man dürfe nicht die Selbstliebe als ein Gebot hinstellen und erst recht nicht als Maß der Nächstenliebe bezeichnen. Vielleicht aber beruhen seine Ausführungen auf einem Mißverständnis; vielleicht darf man das von ihm eigentlich Gemeinte bejahen und doch an jener Sprechweise festhalten, wie die „Theologie der Vorzeit“ sie geübt hat<sup>1</sup>.

Die „Theologie der Vorzeit“ — wie Kleutgen sich ausdrückte —, in unserem Falle vor allem durch Augustinus und Thomas vertreten<sup>2</sup>, spricht ganz klar von der Pflicht zur Selbstliebe; und Papst Martin V. hat am 6. Januar 1420 in seiner Bulle *Ad hoc praecipue* u. a. den Satz verurteilt: „Die Liebe geht nur auf Gott und den Nächsten, nicht auf sich selbst“<sup>3</sup>. Mit anderen Worten: wer die Selbstliebe als ein Gebot Gottes ansieht, befindet sich nicht in schlechter Gesellschaft. Und wer diese theologischen Autoritäten näher befragt, wie sie das verstanden haben, wird nicht allzu rasch wagen, einen Gegensatz zwischen biblischer Aussage und scholastischer Theologie festzustellen. Der echten Problematik, die es sicher gibt,

<sup>1</sup> Ingo Hermann verweist auf das Buch von R. Völkl *„Die Selbstliebe in der Hl. Schrift und bei Thomas von Aquin“* München (1956) 354 S.; vgl. dazu die kritische Besprechung durch H. Bleienstein, *GuL* 31 (1958), 392f. Der Einfluß dieses Buches ist im Aufsatz stark spürbar, doch ist Völkl in seinen Formulierungen behutsamer und abgewogener.

<sup>2</sup> Augustinus, u. a. *De disciplina christiana* IV (4); Thomas II/II 25—27. Zum folgenden vgl. die beiden Abhandlungen von R. Carpentier SJ, *Le primat de l'amour dans la vie morale*, *Nouvelle Revue Théologique* 83 (1961), 3—24; *Le primat de la charité en morale naturelle*, ebd. 255—270.

<sup>3</sup> *Caritas est ad Deum et proximum, non ad seipsum*. Jos. de Guibert SJ, *Documenta ecclesiastica*, Rom (1931), n. 333, p. 186.